Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 34 — Sonntag den 26. August — 1906

Maria Hendrina von Goch.

Novelle von Louise Schulze-Brück.

(Nachdruck verboten.)

I.

Der Rhein ging mit Treibeis. Es waren noch keine schweren Schollen. Sie sahen aus, als seien sie von dem Eisrande abgebröckelt, der sich breit am Ufer hinzog, glasgrün, mit etwas Schnee bedeckt. Auch der Fluß war glasgrün, er strömte stark, mit kleinen weißen Schaumköpfen auf den Wellen, zwischen denen sich die Eisschollen rasch vorwärts drängten. Wenn sie zusammenstießen, gab es ein Knistern und Knattern, nicht stark, aber durchdringend.

Der Himmel hing schwer, grau und niedrig über den beschneiten Bergen, das Braun der Felsen und der weiße Schnee stachen scharf ab gegen den grünen Fluß.

Es war wunderlich still auf dem Rhein. Seit dem Tage vor Weihnachten hatten die meisten Schiffe ihre Fahrten eingestellt und den schützenden Hafen aufgesucht. Ohnehin fuhren sie ja nicht über die Feiertage, sie hielten Rast irgendwo, geschmückt mit einem weihnachtlichen Tannenbaum, der hoch auf dem Maste steckte oder vorn am Schiffsschnabel, mit allerhand buntem Kram behängt, mit Fähnchen und Bändern verziert.

Nun, nach den Feiertagen, schien es, als ob der Rhein wirklich „zugehen“ wollte. Das Treibeis hatte sich schon einmal an der Lorelei gestellt, an jener schmalsten Stelle, wo im Sommer die fremden Reisenden auf den Personenschiffen sich zusammen drängen, den berühmten Fels anstarren und auf das ebenso berühmte Echo warten, das ein Böllerschuß aufweckt.

In den Dörfern am Ufer schlenderten die „Schiffischen“ am Wasser auf und ab. Sie dischkerierten, ob und wann das Eis sich stellen werde, wann der Rhein zum letzten Mal zugegangen sei, und wie lange es damals gedauert habe. Und die Kinder rannten voller Freude herum, weil man nun bald auf dem Eise ans andere Ufer konnte und es Eisbahn gab.

„Nä,“ sagte ein Schiffer in weiten Lederhosen, mit einem wie braun gegerbten Gesicht, indem er die kurze Pfeife in den andern Mundwinkel schob, und es fertig brachte, dazwischen auszuspucken, „nä, er geht noch nit zu! Der letzt' Gutjahr is noch nit vorbei!“

Die Männer, die zusammen standen, lachten. Es war eine ausgemachte Sache, daß es immer „ein Gutjahr“, ein Dampfer der Reederei Louis Gutjahr in Mannheim sein mußte, der noch zu allerletzt, knapp ehe sich das Eis stellte und schloß, mit seinen Anhängeschiffen den Rhein hinauf schleppte, wie er auch wieder der erste war, der stolz hinunterfuhr, fast mit den letzten Eisschollen, die abtrieben, wenn der Eisgang vorbei war.

„Nä,“ wiederholte er, „er geht noch nit zu.“

Aber einer von den andern hob langsam die Hand und deutete stromab. Hinter der Biegung, die der Rhein da machte, stieg schwarzer Rauch auf, eine Säule, die sich vorwärts bewegte.

„Dä Gutjahr.“

Da kam er herauf. Schnaubend und keuchend. Der große Dampfer schien wie ein lebendes Riesenwesen, das schwer arbeitend stromauf kämpfte, Zoll für Zoll sich vorwärts bringend. Er hatte vier gewaltige Kähne im „Anhang“, die er noch vor dem Eise stromauf brachte. Und da er der einzige war auf dem verlassenen Strom und sich doppelt scharf abhob gegen die schneebedeckten Berge, sah es majestätisch und gewaltig aus, als er so langsam hinauffuhr. Die Eisschollen brachen sich mit Knacken und Knistern an den Schiffswänden, das Wasser wühlte sich gewaltig auf, schwere Wellen rollten an den Strand und warfen Eisstücke hinauf, den Männern am Ufer zwischen die Füße.

Sie standen und schauten, unbewußt ergriffen von dem Anblick.

Langsam schob sich der lange Schiffszug aufwärts. Die Anhängeschiffe waren von der größten Sorte, gewaltige Kerle, schmuck gehal-

Oberstein im Nahetal mit seiner aus Felsen gehauenen Kirche. (Siehe Seite 4.)

ten, mit lebhaftem Anstrich. — „Maria Hendrina von Goch", das leuchtete mit großen Goldbuchstaben vom Rand des größten und schmucksten, und darunter der Name der Eigentümer: Gebrüder van Endert. Die große Kajüte war blendend weiß gestrichen, die vier Fenster blitzten spiegelblank, man konnte fast das Muster der gehäkelten weißen Vorhänge erkennen, allerhand Kupferknäufe blinkten, und das Wasserfaß stand grasgrün auf einem grellweißen Ständer vor der Kajütentür.

„Donnerwetter! Der Endert hat seine Weibsleut' gar bei sich," sagte der, der eben den „Gutjahr" gesehen hatte.

Die andern schauten neugierig hinüber. Vor der Kajütentür stand eine Frau oder ein Mädchen. Groß und voll, starkes, blondes Haar war am Hinterkopf zu einem dicken Knoten zusammengenestelt, — bis zu den Männern am Ufer konnte man erkennen, daß sie rot und weiß war mit blendenden Farben.

Der mit der Pfeife spuckte anerkennend aus. „Die Hendrina! Wie no der schrooe Kerl zu so ere schöne Dochter kimmt."

„Sie gleicht seiner Fraa! Die war's schönste Mädche von Meenz (Mainz). Nor net so stramm war die! Dünner, spierziger! Geld hot se aach gehott! Un net zu wenig. Wenn die Hendrina emol heirat', dann muß der Alte erausrücke mit ihr'm Mutterdeil."

„Das wird'm hart ankomme."

Die „Maria Hendrina" war vorüber. Neben dem Mädchen stand jetzt ein junger Mensch.

„Der Beert! No, der kann sich freue. Ae Fahrt mit so'me Bäsche!"

„Wisse möcht' ich awwer doch, warum der Endert die Hendrina mit nimmt uff'n Winderdag. Er hüt se doch sonscht wie ä vergrawene Schatz. Er sperrt se doch in mit der alde Bas' und läßt se net enaus."

„Der weeß schun, was er dut! So e Fuchs, so e Neunmalschlauer. Die Niederrheiner, die hawwe's jo all in sich! Awwer dä Endert, dä is ärger wie siwwe mal siwwe von denne!" — — —

„De Beert is aach ä staatser Kerl. Daß dem's Herz net bubbert, wann er mit so 'me Mädche zesamme is."

„Weeß mersch dann?"

Sie stießen sich mit den Ellenbogen in die Seite und lachten.

„Die könnt's aach noch alde Kerle wie uns unner der West warm mache, gell!"

„Ach watt, so e Bäsche! Des is ja ball wie e Schwester."

„No, no! Des is doch e kläänе Unnerschied! Ae Bas' kann mer heirodde!"

„Der Beert is ä rechter Stockfisch."

Der Schiffszug war vorüber. Er bog schon wieder um die nächste Krümmung des Stromes.

„Nu kann der Rhein zugehe."

Sie standen noch eine Weile. Die Schollen wurden dichter im Strom, der Himmel klärte sich langsam auf, und es schien kälter zu werden.

„Wenn's bloe Himmel werd', do gibt's noch arge Frost!"

„Am Neijahrschdag ist er zu."

Dann gingen sie heim.

II.

Der Gutjahr-Dampfer hatte doch seine „Anhänger" nicht mehr bis Mannheim geschleppt. Zu schnell war der Frost gekommen. Darum hatte er sie bei Bingen „abgeworfen", und nun lagen sie dort im Winterhafen mit manchen andern zusammen, die hierher geflüchtet waren.

Kleine und große Kähne, alle mit Wohnkajüten, aus deren Schornsteinen lustig der Rauch in die kalte Luft aufwirbelte. Es ging ganz fidel zu im Winterhafen. Lange dauerte es ja nicht, das wußte man aus Erfahrung. Zehn, vierzehn Tage. So lange hielt man's schon aus. Die kleinen Eisenöfen in den Kajüten waren voll Feuerung gestopft, sie glühten rot und machten die molligen Stübchen noch wärmer. Die Frauen machten sich Besuche, sie liefen geschickt auf den schmalen Gangbrettern, die von Schiff zu Schiff und ans Land gelegt waren. In den Kajüten war's blink und blank, die Schrankbetten mit dem schönsten Zeug belegt, die Leintücher und Kissen mit den breiten Spitzen besetzt, die die Frauen in ihren Mußestunden häkelten. An den kleinen Fenstern zwischen den blendendweißen Gardinchen standen Porzellantöpfe mit blühenden Blumen, und auf dem Ofen brotzelten Bratäpfel.

Abends erhellten sich alle Fenster, Harmonikaklang drang heraus und lautes Lachen, bis es später dunkel wurde und nur hier und da ein Lämpchen brannte, das dem Schiffer leuchten sollte, wenn er heimkam aus den Binger Wirtshäusern. Da mußte sich freilich mancher zusammenraffen, wenn er ungefährdet über das schmale Gangbord kommen wollte. Denn der Binger Wein ist schwer und feurig und süffig zugleich, ein gar gefährlicher Gesell.

In der Kajüte der „Maria Hendrina von Goch" war es gut sein. Sie war extra groß und besonders fein. Die Holzvertäfelung glänzte schön gebohnt, und die Bank, die an beiden Seiten entlang lief, war glänzend blank. Aus dem kleinen Vorraum, der zur Küche eingerichtet war, blinkte das gescheuerte Kupfergeschirr, die Messingstange des kleinen Kochherds und allerlei Knäufe und Stangenwerk. Auch in der Kajüte selbst war überall Messing angebracht. Das war des alten van Endert Stolz, er rieb es gern selber blank. In der Hinterwand war das Schrankbett hoch aufgebettet, die Einsätze der Kissen und Bezüge waren rot untergelegt und zierlich mit roten Bändchen gebunden. Eine winzige kleine Luke ging nach außen. Sie war von innen mit einem Holzladen geschlossen, aber wenn die schöne Hendrina van Endert sich am Morgen in ihrem Bett dehnte, dann konnte sie den Laden öffnen und hinausschauen über den weiten Rhein, der jetzt gefesselt lag unter dem Eis.

Sie hatte es gut, die Hendrina van Endert. Wenn die anderen Frauen früh auf waren, Kaffee kochten, wuschen und scheuerten, lag sie im Halbschlaf. Draußen hörte sie ihren Vater in der Küche hantieren, die Kaffeemühle knarrte, und das Wasser zischte im Kessel. Sie hörte auch ihren Vetter Beert, wie er mit den Tassen leise klirrte, und Matthes, den Schiffsknecht, der mit Bürste und Scheuerlappen hantierte. Und dann kam ihr Vater heran, klopfte an die Tür des Bettverschlags und brachte ihr eine Tasse süßen, starken Kaffee und frisches, fast noch warmes Gebäck, das der Matthes in Bingen geholt hatte. Und sie trank und aß, und das Gebäck knusperte unter ihren weißen Zähnen, und ihr blonder Zopf ringelte neben ihr auf dem Bett wie eine Schlange.

Dann schlief sie noch ein wenig ein. Wenn sie aufwachte, war es still in der Kajüte nebenan. Sie schlüpfte hinüber; die kleinen Vorhänge waren herabgelassen, alles für sie bereitgestellt. Sie zog sich dann an, langsam und gemächlich. Es war eine schwere Arbeit, ihr Haar zu kämmen, und sie murrte jedesmal dabei. Denn in Goch, wo sie wohnten, besorgte das die alte Base, die ihnen den Haushalt führte, und es war ärgerlich, daß sie es hier allein tun mußte. Und an die Tür klopfte ihr Vater ganz leise und fragte, ob sie noch nicht fertig sei. Sie räumte dann auf und bettete das Schrankbett auf. Damit war ihr Tagewerk getan, und sie würde wie in Goch am Fenster gesessen und etwas gearbeitet und viel hinausgeschaut haben. Aber in Goch war das langweilig, weil sie alles kannte, und hier gab es so viel neues zu sehen. Sie ging gern mit ihrem Vater oder Beert hinunter nach Bingen, wo es jetzt Tag für Tag wimmelte von Menschen, die die Vorgänge beobachten wollten. Zwei Tage war jetzt das Treibeis in kompakter Masse vorüber getrieben. Die Schollen waren riesengroß geworden, sie schoben sich auf- und übereinander, und das Wasser zwischen ihnen war wie eine breiige Masse von kleinen Eisbrocken. Dreimal schon hatte sich das Eis an der Loreley gestellt, dreimal war es wieder durchgebrochen.

Nun wartete man darauf, daß es sich endlich feststellte.

Beert van Endert war mit seinem Onkel an Land gegangen. Sie gingen den Hafenweg stromab nach Bingen. Der alte van Endert hatte eine dickflauschige Joppe angetan und eine Kappe mit Ohrlappen aufgesetzt, aus der sein rotes Gesicht mit dem ausrasierten Mund und Kinn und dem grauen Holländerbart, der es wie ein struppiger Kranz umzog, listig hervorlugte. Sein Neffe ging neben ihm. Er überragte ihn fast um Kopfeslänge. Auch kein Zug in seinem Gesicht zeigte eine Ähnlichkeit mit seines Vaters Bruder. Er war ein bildschöner Mensch, einer von denen, nach dem sich die Frauen auf der Gasse umsehen, und der den Mädchen Herzklopfen macht. Aber seine braunen Augen blickten ordentlich tiefsinnig, und er tat kaum den Mund auf.

Der alte van Endert sah ihn ein paarmal prüfend von der Seite an. Einmal setzte er zum Reden an, doch er hielt wieder inne. Es war sehr still auf dem Hafenweg, der Schnee knirschte unter den Füßen, und die kalte Wintersonne glitzerte darin wie Milliarden Diamanten. Im Hafen war das Eis schon fest um die Schiffe gefroren, doch vom offenen Rhein her krachten die treibenden und sich aneinander zerschellenden Schollen.

„Tja-a-a!" Der Alte warf das hin in dem breiten, singenden Tonfall der „Niederländer", der Rheinländer unterhalb Cölns.

Beert van Endert warf ihm einen kurzen Blick zu. Dann stapfte er stumm durch den Schnee weiter.

Des Alten langer, schmaler Mund preßte sich einen Augenblick fest zusammen, er blinzelte unentschlossen nach dem Jungen. Dann spähte er scharf nach dem offenen Rhein hinüber, dem sie sich jetzt näherten.

„Heut stellt he sich."

Beert schaute auf. Schwer und langsam trieben hausgroße Schollen in dem grünlich-blauen Wasser. Am Ufer hatte sich ein breiter Eisrand festgesetzt, die Schollen hatten sich übereinander geschoben, ihre Kanten schimmerten opalfarben in der Sonne. Auch im Strom selbst war an manchen Stellen kaum noch Bewegung. Wie Tafeln standen die zusammengepreßten Schollen still, während um sie herum immer neue herantrieben, sich einen Augenblick festsetzten, dann wieder krachend sich ablösten und langsam weiter trieben Sie waren jetzt der Häuserfront Bingens gegenüber. Der Kai war schwarz von Menschen, die durcheinander wimmelten und stromab schauten. Das ganze weite Strombett, bis hinunter zum Mäuseturm und zur Ruine Ehrenfels, die das Binger Loch zu bewachen scheint, war nun fast völlig gefüllt mit Eis. Eine langsame Bewegung ging darüber hin, wenn die hunderttausend Schollen sich aus dem Wasser hoben und wieder versanken in schnellem Wechsel. Der Rüdesheimer Berg mit seinen vielstöckigen Mauerterrassen schien wie ein trotziges Bollwerk zu stehen, Burg Ehrenfels schnitt düstergrau in den dunkelblauen Winterhimmel hinein. Um die Anschlagtafel am Ufer sammelten sich die Leute, eine neue Depesche wurde eben angeklebt.

„Rheineis steht fest bis Aßmannshausen seit heute morgen."

Ein paar Buben brachen in lautes Freudengeheul aus. „Es stee—ht, es ste—eht!"

Ein halb Dutzend Schiffer- und Steuerleute, die sich eifrig heranbrängten, lasen es noch einmal.

„No jo, das ist gut. Wanns doch Eis sein muß, und mer still liehe misse und ka Verdienst hawwe, dann kann es aach stehe! Do gibt's wenigstens Spaß un für die annere Binger kimmt Geld ennoi!"

Sie wendeten sich dem Ufer zu, wo jetzt Hunderte von Menschen standen und in den Strom starrten.

„Wann er in Aßmannshausen schun seit heut morge steht, dann is es hier aach ball all!" Immer langsamer bewegte sich die Masse. Das Knacken und Krachen erfüllte die ganze Luft wie Peletonfeuer. Manchmal gab es einen ganz lauten Krach, dann schrien die Buben Hurra!

Der alte van Endert stand mit Beert am Ufer. Das Schifferblut regte sich in ihnen, sie hatten alles andere vergessen. Gegen den Mäuseturm hin schien jetzt die Eisfläche ruhiger zu werden, die Bewegung aufzuhören. Die Sonne schien blendend hinein, daß das Eis in tausend blassen und doch leuchtenden Farben spiegelte.

Ein zartes Blau, ein ganz helles Grün und ein mattes Rosa schmolzen ineinander, die ganze Fläche spielte in wundervollen Nuancen wie ein einziger Opal. Und nun schoben und drängten sich plötzlich dicht vor ihnen die Schollen wie in einem Wirbel, als wenn das Wasser kochte, und hoben sich hoch mit dem Wasser und trieben übereinander. Das schien stromauf zu gehen, unheimlich wie etwas Lebendiges, Bewußtes. Ein paar Minuten dauerte der Aufruhr, dann wurde es still, viel stiller als vorher, nur ein leises Bewegen, ein Zusammendrängen, ein Aufquellen und Sprudeln des zwischen den Schollen gesammelten Wassers, ein langsames Nachschieben, das wie eine Welle über die ungeheure Fläche hinzitterte. Und dann ein Freudengeschrei und ein Herbeirennen der Menschen von allen Enden und Ecken.

„E steht — e steht!"

Aus den Häusern kamen die Frauen gelaufen, Kinder in hellen Haufen, ihre Schulbücher schwingend. Aus den Gasthäusern am Rhein sprangen Kellner und Fremde herbei, die kecksten Jungen kollerten hinunter ans Ufer und turnten auf den zusammengetürmten Blöcken umher, ein paar kletterten schon darüber hinaus, wenngleich die Erwachsenen ihnen warnend zuriefen.

Da kam eiligen Schrittes der dicke Herr Polizeikommissar, begleitet von einigen Hütern des Gesetzes.

„Zurück! Keiner untersteht sich!"

Nun kletterten die Wagehalsigen eiligst wieder ans Ufer. Und das war gut. Denn ein paar Minuten später setzte sich die Masse noch einmal in Bewegung mit Schnauben und Brüllen wie ein riesenhaftes Ungetüm, das sich vor dem Einschlafen noch einmal reckt und streckt.

Aber am Ufer war man jetzt rührig. Die Schiffer schleppten schwere Haken und Pickel herbei, Eispickel, um durch die aufgetürmten Schollen einen glatten Weg zu bahnen. Aus allen Häusern brachten die Kinder Asche zusammen zum Bestreuen, die schon abgeplünderten Weihnachtsbäume lagen in hohem Berge übereinander. Alles lauerte sehnsüchtig auf den Moment, da der Übergang freigegeben würde. Morgen war Silvester, da war der rechte Tag dazu. Schon waren die Geschäftsleute in Bingen schwer geschädigt durch die so lange Tage dauernde Unterbrechung des Verkehrs an beiden Ufern, und die Wirte warteten mit Schmerzen auf den Augenblick, da das Bekanntwerden des freien Übergangs ihnen aus der ganzen Gegend zusammenströmende Gäste bringen sollte. Und darum freute sich alles und war guter Dinge und traf Vorbereitungen. Und es war schon heute ein goldener Tag in den Wirtshäusern, denn alles, was sich bei dem Stehen und Schauen am Rheinufer bei 10 Grad Kälte durchgefroren hatte, wärmte sich jetzt in den warmen Wirtsstuben äußerlich und innerlich.

Auch der alte van Endert wollte mit Beert zu einem Trunk gehen. Da sah er gerade vor sich die Hendrina kommen. Sie hatte zum Schutz gegen die Kälte ein hellblaues Tuch um den Kopf geschlungen, daß ihre blonden Stirnlöckchen und das schwere Nest blonder Flechten doch deutlich zu sehen waren. Die Kälte hatte ihre Wangen noch rosiger gemacht, und wie sie da herankam, groß, schlank und doch voll, blond und weiß und rot, da reckten sich alle Hälse, und ein junger Mann, ganz in der beiden Nähe, sagte laut:

„Donnerwetter, was für'n schönes Mädchen!"

Der alte van Endert warf ihm einen bösen Blick zu, und dem Jungen stieg das Blut dunkel in die Stirn. Fast unfreundlich riß der Alte die Hendrina mit sich herum.

„Geh heim."

Aber die Hendrina muckte auf. „Warum denn nur? Alle Leute sind hier unten am Rhein! Soll ich denn immer zu Hause sitzen wie eine Beguine? In Goch, da läßt die Baß' mich nicht heraus, und hier soll ich in der engen Kajüte hocken!"

Der Alte hatte sich anders besonnen.

„Na, komm' nur mit. Wir trinken einen Schoppen!"

Die Hendrina warf einen raschen Blick auf Beert. Sie merkte, daß er ärgerlich aussah, als ein ganzer Trupp junger, gutgekleideter Leute ihnen ziemlich lärmend folgte und in der engen Wirtsstube dicht neben ihnen einen Platz suchte. Und als der junge Mann, der eben den Ausruf getan hatte, sein volles Schoppenglas gegen sie hob, und sie wohl merkte, daß sein „Prosit" ihr allein galt, da mußte sie lächeln, daß ihre weißen Zähne blitzten. Was machte es ihr, daß Beert unmutig an den Lippen nagte und ihr Vater den Kecken wütend ansah. Mochten sie doch. In Goch, da sperrte ihr Vater sie ein wie eine Nonne, und die alte Baß' war wie ein alter Drache immer neben ihr. Und die Gocher, die waren so milchsuppig und dus, die Mädchen trippelten über die Gasse, als gingen sie auf Eiern, und die Jungen, die schielten auch nur so von unten herauf, wenn sie an dem Fenster vorbeigingen, wo die schöne Maria Hendrina van Endert einen Tag und alle Tage saß und Spitzen häkelte.

Hier waren die Menschen anders. Der da drüben am Tisch warf ihr schon wieder einen feurigen Blick zu, und sie lächelte ihn wieder an.

So groß und stramm wie der Beert war er freilich nicht. Gegen den konnte so leicht keiner an. Aber der Beert war eine Schlafmütze, auch so ein Duser. Jedes Wort mußte man ihm abkaufen, und wenn er sie einmal ansah, dann war's nur für einen Augenblick. Sie wußte auch wohl, daß ihr Vater sie mit dem Beert verheiraten wollte. Aber das hatte noch gute Wege.

Sie trank herzhaft an ihrem Schoppenglas. Und sie ängelte mit dem Fremden. Und sie lachte in sich hinein, und ihre Backen wurden noch röter.

Die Tür wurde aufgerissen, und ein großer, alter Schiffer kam herein. Er hatte eine gestrickte Mütze tief ins Gesicht gezogen und einen roten Schal umgebunden. Aus seinem roten Gesicht blitzten ein paar grellblaue Augen scharf in der Stube umher und erspähten den alten van Endert, der sich unbehaglich hinter Beert zu verkriechen suchte. Mit einem gewaltigen Schritt war er bei ihm und schlug ihn auf die Schulter, daß der Alte förmlich zusammenklappte.

„Dunnerschlag! Do sitzt der alt' Fuchs un will sich verkrieche! Ich hawwe Dei Schiff owwe im Hafe gesehe. Des sieht Dir ähnlich, zwee Dag hie im Hafe ze liehe, un Dei leibliche Vetter net uffzesuche! Awwer so hawwe mer net gewett! Eso kimmst de net los. Nix wie uffgestanne un mitgegange. Schampes, e Schoppe, awwer fix!"

Sein Blick fiel auf Hendrina.

„Dunnerschlag! Des is Dei Dochter!" Er faßte sie an der Schulter und bog mit seiner Riesenhand ihren Kopf zurück „Dei Dochter! Mer sieht awwer aach, daß das 'm Rosche sei Dochter is! Mädche, was hoste for e Paar Aage im Kopp. Un was ä Haarspiel. Er griff lachend nach den dicken Zöpfen und zog daran. „Alles echt? Vor Dir kann sich mei Hildegard verkrieche! Awwer das schad't nix! Gut Freund werd't ihr doch."

Er schüttelte Beert kräftig die Hand: „Der Beert aach! Die ganz Familli beisamme! Fehlt nor de Bas! Awwer die losse mer daheem! Mer muß am Winterdag net sei Drache steige losse, do is kei Webder dafür."

Er lachte laut über seinen Witz. Dann schüttete er mit einem Riesenzug den Wein hinunter.

„Allo jetzt mit der Gesellschaft! Alle drei kummt'r mit, die Hildegard muß ee Portion Grumbiere (Kartoffeln) meh schäle. De Middag bleibt 'er bei mir. Dä Matthes hüt's Schiff — die anner Maria Hendrina. Na, mir is die hie lieber!"

Der alte van Endert machte ein paar schwache Widersprüche. Aber das nutzte ihm wenig. Lachend schob der große Mann seinen Arm unter den seinigen und zog ihn mit. Hendrina und Beert folgten.

„Der Vetter Weingärtner," sagte Beert lachend, „na, was der will, das geschieht. Gegen den kommt Dein Vadter nich an."

Hendrina lachte auch. „Das schad't Vater nix. 's ist auch arg, wie er einem von allen weg hält. Nicht mal seine nächsten Verwandten kennt man. Kennst Du denn die Hildegard?"

Beert nickte. „Freilich. So eine kleine, schwarze Katz'. Immer mit dem Mund vorn und immer kregel. 'n nett Ding. Aber ob Du Dich mit ihr verträgst?"

Hendrina preßte den Mund zusammen:

„Ich! Ja, ich weiß ja gar nicht, wie das ist, wenn man mit Mädchen zusammen ist! Ich hab' ja niemand. Immer die Baß' und manchmal Vater und Dich, wenn ihr g'rad' mal eine Zeit daheim seid!"

Beert sah sie überrascht an. „Du hättst's gern anders?" sagte er. „Was fehlt Dir denn?"

Hendrina fuhr auf. „O Du, was mir fehlt! So seid ihr, Du und Vater. Wenn ich satt zu essen hab' und in der Stube sitz', im Sommer kühl und im Winter warm, da meint ihr, mehr brauch' ich nicht! Die Baß' is alt und weiß nicht viel anders mehr. Und Vater! Der hat ja die „Maria Hendrina"! Nicht seine Tochter, sein Schiff! Wenn er nur dadrauf ist, dann ist der zufrieden. Der denkt, wenn nur die Baß' zu Haus sitzt und mich bewacht, daß ich keine Streiche mach', dann ist alles gut. Dann leb' ich meinen guten Tag! Und Du! Du, Du denkst auch, wenn ich nur gut aufgehoben bin. O Du . . ."

Sie brach ab. In ihren Augen blitzten zornige Tränen. Beert sah sie hilflos erstaunt an.

„Du denkst, ich kann ja lang gut da sitzen und drauf warten, bis Du eines Tages kommst und mich heiratest. Und dann kann ich wieder in der Stub' sitzen, weiter, alle Tage, und warten, bis Du heimkommst. Oder mit dem Schiff fahren mit Dir und dem Vater. Und Du gehst herum und machst den Mund nicht auf und denkst, ich hab's ja gut, weil ich mit Dir verheirat bin. Aber ich laß' mir das nicht gefallen. Ich laß' nicht so mit mir umspringen." Sie brach ab.

Sie standen vor einem kleinen, niedrigen, blank gestrichenen, glänzend sauberen Häuschen. Es sah aus, als ob der Riese gar nicht hineinginge. Aber er öffnete die Haustür und trat ohne sich zu bücken, ein. Dann rief er mit dröhnender Stimme: „Hildegard! Hildegard! Ich hawwe Dir Besuch mitgebrunge!"

Aus der Küchentür kam ein kleines zierliches Geschöpf, braun wie eine Brombeere. Ihre großen, fast schwarzen Augen hafteten funkelnd neugierig auf den Fremden. Dann reichte sie schnell Beert die Hand, während sie Hendrina immerzu ansah.

„Des is Dei Bäsche," stellte der Vater vor. „Die guck' Der emol an, des is ä anner Mädche wie Du. Do kennt mer zwei von Dei'm Kaliber d'raus mache. Nu freund euch zesamme an. Die Hendrina kann Dir ja helfe fors Middagesse sorge. Und hol' uns fix emol ä ordtliche Schoppe aus'm Keller. Des Rheinzugehe, das macht Dorscht."

Das kleine braune Mädchen sah lachend zu Hendrina auf. „Du bischt die Hendrina van Endert, gelle?" Sie zeigte ihre weiße Zähne. „Der Beert hat mir als von Dir verzählt. Das is schee, daß Du da bischt, alleweil g'rad zur rechte Zeit. Wann der Rhei zugefrore is, do is es luschtig in Binge Do gibt's alle Dag Spaß. Um nägschde Woch is Ball. Do gehscht Du mit." Sie sah schelmisch bedenklich auf das blonde, große Mädchen. „So eins wie Dich soll mer freilich nirgends hin mitnemme! Du stichst ei'm ja überall aus. Awwer das schad nix!"

Bald saßen die Männer in der kleinen blanken Stube um den Tisch, auf dem ein mächtiger Steinkrug mit einem guten Trunk aufgepflanzt war.

„Eige Gewächs!" sagte stolz der Steuermann. „Un net vum schlechteste! Dä geringe verkaafe ich. Dä guhde gönn ich mir selwer. Ich hawwe 's ja derzu! Des ääne Kind, die Hildegard, des hot doch emol genug. Sei Mutterschdeil kriegts wanns heirot't, uff mei Sach, do muß es noch warte. Will's Gott, noch recht lang! 's Leewe ist vill zu schee, als daß mer so schnell abflattere soll."

Der alte van Endert zog ein schiefes Gesicht.

„Spiel Dich nich e so auf." Sein singendes Niederrheinisch stach wunderlich von des andern rascher Rede ab.

„Wieso? Uffspiele? Warum?"

„'s gibt keiner gern was eraus! Auch 's Mudderdeil nich!"

Steuermann Weingärtner lachte.

„Du mechtsch Dich wohl am liebsten uff der Hendrina ihrs setze un es ausbrüte! Na wart, wann Du e Schwiegersohn kriegscht, der wird Dir schon die Wegweise."

„'n Schwiegersohn! Die Hendrina is ja noch 'n halbes Kind. Und die nimmt den, den ich ihr aussuch'!"

Beert machte eine Bewegung. Aber der Binger lachte, daß er fast blau im Gesicht wurde.

„E nett Kind, wahrhaftig! So e groß stramm Mädchen! Achtzehn is se ja wohl! Die sieht aach gar net aus, als ob se sich eine bringe ließ. Die is ein vun dä Stille! Die hot was vun Dei'm Charakter mitkriegt. Ihr Mutter, jo, die hot sich den van Endert bringe losse, awwer die do? Irr' Dich nit, Endert, un bild' Dir nix in, do schlägt der aaach nix fehl."

Er blinzelte ihn verschmitzt an.

Der alte Niederrheiner machte ein verärgertes Gesicht. Aber das focht den andern wenig an. Er lachte noch lauter.

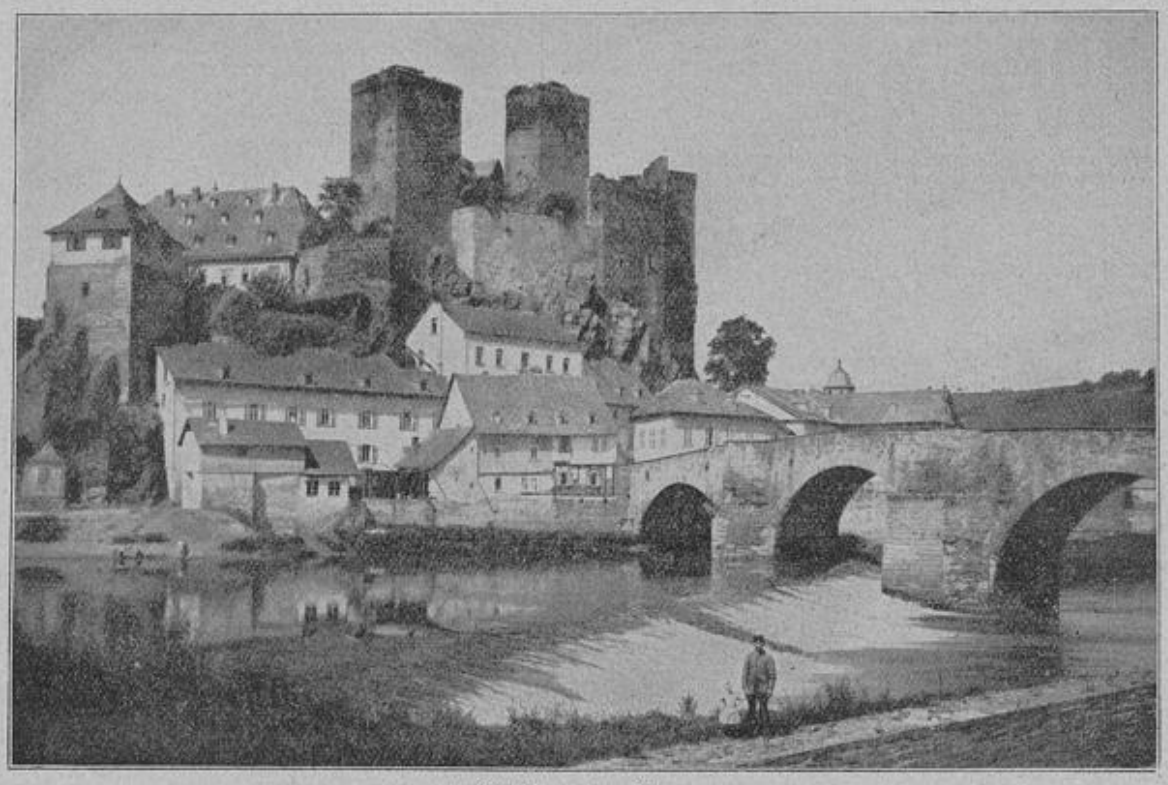
„Glaabs wohl, daß Dir das net baßt! A scheene Klumpe hat Dei Fraa fir das Kind hinne gelosse! Fufzeh dausend Gulde uf de Stipp. Die hoschte ja wohl mit in die „Maria Hendrina" eneigestoche?"

Der alte van Endert bekam eine spitze, weiße Nase vor Zorn. Er hatte es nicht gern, wenn man sich in seine Sachen mischte. Und nun gar in diese Geschichten. Was brauchte der Beert zu wissen, wieviel der Hendrina zukam! Welchen Anteil sie am Schiff hatte. An seinem Schiff, der „Maria Hendrina von Goch". Das war alles früh genug, wenn die Heirat festgemacht war zwischen Beert und der Hendrina, wenn er erst alle Vorteile für sich herausgepreßt, sich den Hauptanteil gesichert hatte. Was der Schwätzer von einem Schwiegersohn schwatzte, focht ihn wenig an. Die Hendrina mußte folgen, mußte den nehmen, den er ihr brachte. Konnte sie denn nicht zufrieden sein mit dem Beert? Gab es noch einmal am ganzen Rhein einen so staatsen Jung? Wie er da saß so stattlich und gelassen, die braunen Augen unter der weißen Stirn blitzten, während der übrige Teil des Gesichts braun verbrannt war, der blonde, weiche Schnurrbart über den roten Lippen mit den blanken, weißen Zähnen, war er da nicht ein Bild von Mannesschönheit? Mußte die Hendrina nicht mehr als gern solch einen Burschen frei'n? Ein wenig still und in sich gekehrt war er freilich, und es schien fast, als würde er alle Tage stiller, man mußte ihm fast jedes Wort abkaufen. Aber war das nicht immer besser als solch ein Binger Spektakelmacher? Er warf einen zornigen Blick auf den Weingärtner, doch der ließ sich nicht anfechten. Er goß sein großes Glas voll und schmatzte befriedigt.

„A fei Woiche! 97er! Jo, das war ä Jahrgang! So kriege mer so ball keine meh! No 's heißt jo immer: zu 'er Rhei — guter Woi! Wann's nur desmol aach zutreffe dhät! 's letschte Mol, wie der Rhei zugange war, do is es aach ingetroffe. Weschte noch, Endert? Grad uff de Dag wie desmal, der Dag vor Silvester. An Kälte wars do, die Spatze sin vun Dach gefalle. Un knapp wie e zu war, do hot's Tauwetter gewe, un kaum hot mer gemeent, mer kennt enüwwer, da is aach schun Eisgang komme, un so schnell is es gange, un so mächtig is es Wasser komme, daß die halb Gerbhausgass' bald fortgeschwomme wär. Weeßte noch?"

Nun vertieften sich die beiden in Erinnerungen. Beert saß still dabei. Immer sah er die Hendrina vor sich, wie sie ihren Vater anklagte und auch ihn. Wo hatten denn auch der Alte und er ihre Augen und Gedanken gehabt! So ein junges Ding mußte doch auch eine Jugend haben. Man konnte sie doch auch nicht einsperren wie in ein Kloster. Ein Wunder war's ja eigentlich, daß sie nicht eher aufbegehrt hatte. Sie hatte wie im Dämmerlicht hingelebt. Jetzt regte sich das junge Blut, und auch das Blut ihrer Mutter in ihr und begehrte sein Recht. Beert seufzte. Was würde jetzt werden? Er sah es deutlich genug voraus. War nicht heute morgen schon der Anfang gewesen? Der fremde Mensch im Wirtshause hatte ihr zugetrunken und sie hatte ihn angelacht mit blitzenden Augen und roten Backen.

(Fortsetzung folgt.)



Runkel an der Lahn.

Bilder aus dem Lahn- und Nahetal.

Im lieben deutschen Vaterlande gibt es noch eine reiche Fülle prächtiger, von der Natur in reichem Maße bedachter Gegenden, die dem großen Strom der Reisenden wenig oder gar nicht bekannt sind. Und das Merkwürdigste an dieser Erscheinung ist, daß ein großer Teil dieser unbekannten Landschaftsszenerien unmittelbar links und rechts an jener großen Straße liegt, die die Hauptverkehrsader nach und von den Zentren des gesamten europäischen Reiseverkehrs ist. Wir meinen die Seitentäler des Rheins, die mit mannigfachen Schönheiten eine Menge der köstlichsten verborgenen Schätze bergen. Die idyllisch-grüne Mosel kennen verhältnismäßig noch die meisten. Seit der Moselwein sich die Welt erobert hat, gelüstet es manchem, die Stätten zu schauen, wo der gute Tropfen wächst. Auch die Eifel ist in letzter Zeit, nicht zum mindesten durch Klara Viebigs Werke und Fritz von Willes kraftvoller Malkunst mehr bekannt geworden und wird jetzt mehr bereist. Und auch von der Ahr weiß der oder jener mehr zu melden, als von dem heilspendenden Neuenahrer Sprudel und vom St. Peter in Walporzheim. Und seitdem das Gordon Bennet-Rennen Hunderte von Autos in das Lahntal führte, weiß man auch von den ganz eigenartigen Schönheiten der Lahn in weiten Kreisen. Fast ganz unbekannt sind aber die kleineren Seitentäler des Rheines, das romantische Nahetal von Münster a. St. aufwärts nach dem im Fels gebetteten Oberstein mit seiner aus dem Fels gehauenen

Kirche. Die Lahn, aus deren Fülle reizender Landschaftsbilder wir heute eine kleine Auswahl bringen, ist unter den Flüssen und Flüßchen, welche ihr Wasser dem Rheine zusenden, eine der bedeutendsten und lieblichsten. Dabei ist fast alles, was den Rhein unserm Volk so lieb und wert gemacht hat, daß jedes deutsche Herz höher schlägt, wenn sein Name erklingt, auch der Lahn zu eigen. Betriebsame Städte, von denen nicht wenige auf eine tausendjährige Geschichte zurückschauen, und freundliche Dörfer lagern an ihren Ufern, stolze Dome spiegeln sich in den Wellen und von den Höhen blicken sagenumwobene Burgen auf das Silberband des Flusses hernieder. Heilkräftige Quellen entsteigen in stattlicher Zahl dem Felsgestein der Ufer und auch die Rebe fehlt nicht in der Fülle der Gaben. Das Schönste und Herrlichste von allem aber ist der stete wundervolle Wechsel von Berg und Tal, Wald und Flur, in welchem des Stromes glitzernde Flut sich dahin wendet. Da ist Runkel, eine der ältesten Städte an der Lahn. Die Gründung der Burg Runkel verliert sich in das früheste Mittelalter, denn schon im 12. Jahrhundert bestand die zu Füßen der Burg gelegene Stadt, die um diese Zeit mit starken Stadtmauern umzogen wurde. Die Reste der Stadtmauer sind heute noch vielfach sichtbar. Bis zum Jahre 1720 war in Runkel ein Grafengeschlecht ansässig, das den Namen Westerlung-Runkel führte und in der Gegend reich begütert war. Sein Stammvater wird bereits im Jahre 1052 als geschichtlich beglaubigte Persönlichkeit genannt. Im Jahre 1427 wurde durch die Verheiratung des Grafen Dieterich IV. Anastasia, der Erbtochter aus dem Hause Isenlung-Wied, die Verbindung mit dem heute noch in hoher Blüte stehenden Wiedischen Fürstenhause vollzogen. Im 30jährigen Kriege hatten Schloß und Stadt Runkel sehr gelitten. Nach diesem Kriege entfaltete sich in den Räumen des wiederhergestellten und erweiterten Schlosses noch lange ein höfisches Leben. Nach dem im Jahre 1824 erfolgten Tode des letzten Herrn auf Schloß Runkel, des österreichischen Generalfeldmarschalls Friedrich Ludwig, hörte auch dieses auf und nur die Porträts der fürstlichen Damen im Bildersaale des Schlosses erzählen noch von verschwundener Pracht und Herrlichkeit. Schloß und Burg Runkel gehören dem Wiedischen Fürstenhause. In den gut erhaltenen Gebäuden des Schloßberings, befindet sich die Verwaltung der fürstlich Wiedischen Besitzungen für hier und Umgegend, sowie die im Jahre 1892 errichtete und unter dem Protektorate Seiner Durchlaucht des Fürsten zu Wied stehende ländliche Haushaltungsschule. Während der verflossenen 14 Jahre sind 358 Schülerinnen in die Anstalt aufgenommen worden und haben in ihr ihre Ausbildung erhalten. Die Schülerinnen stammten aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes. Von den Burgruinen und Terrassen des Schlosses hat man eine schöne Aussicht über Stadt, Tal und Fluß bis zum Feldberg und Altkönig. Runkel liegt auf beiden Seiten der Lahn und ist mit einer festen, steinernen Brücke verbunden, die im 13. Jahrhundert erbaut worden ist. Oberstein, ein idyllischer Ort im Nahetal, gilt neben Idar als der Hauptsitz der Achatindustrie des Nahetals, die man auf der großen Industrie- und Gewerbe-Ausstellung im Jahre 1902 in ihrer Mannigfaltigkeit und Eigenart bewundern konnte. Und wie wenige, die diese Art Schmucksachen gerne haben, wissen etwas von dem Orte ihrer Herkunft, trotzdem das Nahetal zur engeren Heimat gehört. Ein drittes Bild bietet die Ansicht der Burgruine Hohenfels, die, wie so mancher anderer Rest trutziger Burgen, von entschwundener Ritterherrlichkeit spricht.

Wenn die Sonne sinkt.

Novellette von Emil Romanus.

(Nachdruck verboten.)

Nachmittags-Straudkorso auf Sylt!

Auf der quadratförmigen Erweiterung der hölzernen Strandpromenade, die sich schier endlich über dem weißen Strande hinzieht, kulminiert das fashionable Badeleben.

Ein fesselndes Bild voller Frische, Lebendigkeit, heiterer Sorglosigkeit.

Ein Meer von Licht umflutet alle die Menschen, die da lachend, schwatzend, flirtend nach den Klängen der Kur-Kapelle auf- und niederwogen.

Die Bänke rings um das Karree sind dicht besetzt. Für viele bietet es einen eigenartigen Reiz, das bunte Leben und Treiben hier oben zu beobachten, während vom Meere das Rauschen und Branden des nie ruhenden Elementes herüberdringt.

Erda Sanden scheint für das laute Leben um sie herum kein Interesse zu haben. Sie hat den Roman, in dem sie bisher gelesen, in den Schoß gelegt und blickt nun träumend hinaus auf das Meer, auf dessen Wogen die Sonnenstrahlen in Tausenden und Abertausenden von Lichtern tanzen.

Erda Sanden steht nicht mehr in der ersten tanfrischen Jugendblüte. Der Reiz der voll erblühten Weiblichkeit umwallt ihre vornehme Gestalt. Etwas Königliches, Unnahbares geht von ihr aus. Den feinen, geistvollen Kopf umrahmen üppige, schwarze Haarwellen. Doch das schönste an ihr — das sind ihre Augen — die großen, klugen, dunklen Märchenaugen.

Ist es nicht, als ob sich ihr wunderbarer Glanz jetzt verschleierte? Sie verfolgen die Wellen, die da hergestürmt kommen aus weiter Ferne. Aus einem fernen Märchenlande. Gleich flinken Reitern, in ungestümer, jauchzender Jugendkraft kommen sie dahergeritten. Und am Ufer finden sie ihr Grab — alle — alle —

Am Ufer zerschellen sie.

So wie Glücksträume zerschellen — Herzensträume — —

Aus der dichten Reihe der auf- und abpromenierenden Badegäste tritt jetzt ein Herr. Er mag in der Mitte der Dreißiger stehen. Die kräftige männliche Erscheinung läßt doch sofort den Künstler erkennen.

Ein Erstarren scheint ihn erfaßt zu haben. Unverwandt spähen seine blauen Augen hinüber zu Erda Sanden. Als ob sie ihre Gestalt auffangen wollten . . .

Sie ist es — gewiß — es ist kein Zweifel — sie ist es!

Erda Sanden —!

Sie ist hier — sie — deren Bild ihn nicht verlassen hat all die Jahre über, nach der er sich gesehnt in bang-glücklichen Stunden bis jetzt — bis zu dieser Minute.

Und wie schön sie ist! Vielleicht noch schöner als damals!

Ja — damals — —

Vor seiner Seele taucht jene Zeit auf, als er, der junge, unbekannte Schriftsteller noch im Hause ihres Vaters verkehrte. An lauschigen Winterabenden, von künstlerischer Geselligkeit verschont, erblühte sein stilles Glück, sein Winterfrühling!

Denn er sah ja nur immer sie. Die feine, liebliche Gestalt in holder Lenzesfrische. Sah nur immer ihre dunklen, glänzenden Augen. Märchenaugen nannte er sie im stillen. In seinen Gedichten, die er mit fiebernder Seele daheim in seinem ärmlichen Stübchen schrieb.

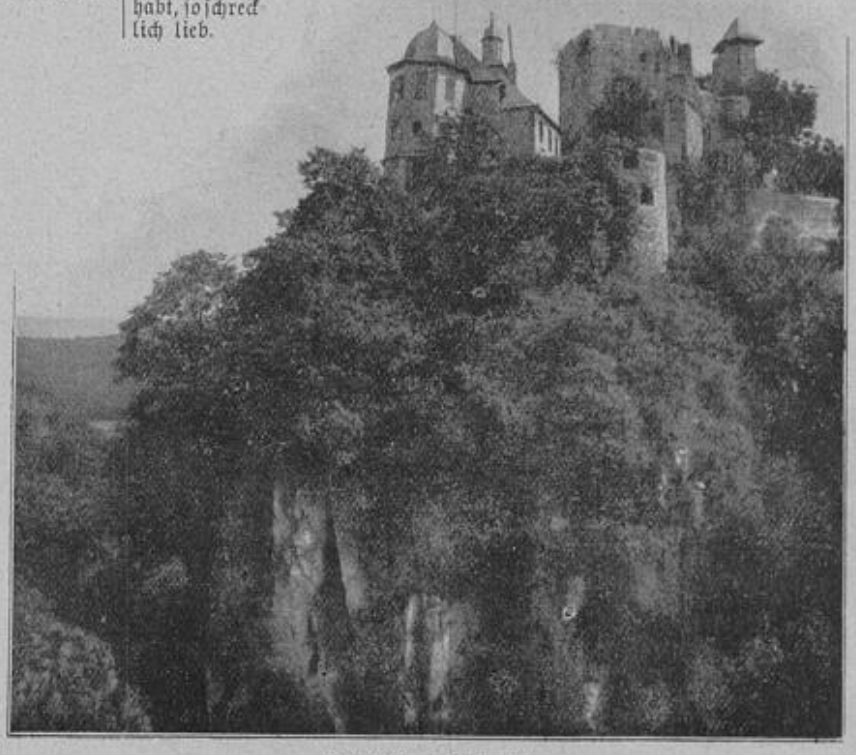
Er betet sie an wie eine Göttin. Aber nicht ihre Schönheit allein liebte er. Die stille Harmonie ihres Wesens, das Königliche an ihr — und das Weiche, Frauenhafte, das ihn unwiderstehlich zu ihr zog . . .

Warum er es ihr nicht sagte —? Warum er eines Tages fortging — aus dem schönen Orte in das brausende Leben der Weltstadt? Weil er meinte, daß sie ihn nicht liebte. Seine feine, empfindsame Künstlerseele hätte es nicht ertragen, wenn sie ihn abgewiesen. War es Tatsache, war es Illusion? Er glaubte es unter wahnsinnigen Schmerzensqualen zu sehen, daß Erda ihre Gunst dem anderen zuwandte. Erwin von Röder, dem blendenden Gesellschafter, neben dessen Vorzügen er, der stille, bescheidene Schriftsteller völlig zurücktrat.

Und dann — was war er — wie konnte er einer Königin zumuten, in sein ärmliches Reich hinabzusteigen?

Da ging er. Ohne Abschied. Ging in das Labyrinth der Riesenstadt, um zu vergessen. Aber Vergessen, Glück und Frieden fand er nicht. Sein Herz schrie nach Liebe — Liebe. Er brauchte Liebe, sonst wäre er untergesunken in der Öde seines Daseins.

Und Mary Bergmann gab ihm Liebe, die kleine, blonde Mary, mit der er sich bald verheiratete, weil er Liebe brauchte. Und Vergessen. — Aber schon nach einem Jahre starb sie. Vielleicht weil sie ihn so lieb gehabt, so schrecklich lieb.



Burgruine Hohlenfels.

Nun war er wieder allein. Und da kamen sie wieder — gleich drohenden Gespenstern — die Erinnerungen. Sehnsucht erfaßte ihn nach Erda, nach dem verlorenen Glück. Und nur seine Kunst rettete ihn vor dem Verzweifeln. In ihr löste sich die Qual der Seele. Sein Roman: „Verlorenes Glück" machte ihn mit einem Schlage zu dem berühmten, gefeierten Schriftsteller, der er jetzt ist.

Von Erda Sanden hatte er nichts wieder gehört. Er glaubte sie längst verheiratet. Mit Erwin von Röder.

Aber oft — packte ihn die Reue, daß er damals so schnell seiner Liebe entflohen. Daß er den Kampf mit dem Nebenbuhler nicht aufgenommen. Das Leben hatte ihn reifer gemacht. Hatte ihn Einblick tuen lassen in die rätselhafte Natur des Weibes. — — Vielleicht hatte er sich damals sein Glück entgleiten lassen. — —

Solche Gedanken kamen oft über ihn, den einsamen Künstler. — Und jetzt tritt sie plötzlich vor ihn. Mitten hinein in sein Leben. Der Schleier, der über dem seligen Märchentraum lag, wird mit einem Mal wie von unsichtbarer Hand fortgezogen. —

Ist es ein Traum, ein schöner Traum?

Nein, es ist Wirklichkeit, helle, klare Wirklichkeit. Dort vor ihm sitzt das Weib, das er vergessen. Und schöner noch, schöner — verführerischer — —!

Doch was soll ihm das, ihm jetzt —? Er möchte laut auflachen, höhnend dem Schicksal ins Gesicht lachen, das ihm da ein Glück zeigt, das er ja doch nie besitzen wird, das für ihn längst verloren ist — verloren für immer. —

Erich Römer mustert die beiden Herren, die neben Erda Sanden die Plätze inne haben. Erwin von Röder erkennt er nicht.

Jetzt ist der Korso beendet. Die letzten Takte einer lustigen Operettenmelodie sind verklungen. Das Podium leert sich. Die meisten Badegäste begeben sich nach ihren Strandkörben oder unternehmen einen kleinen Spaziergang am Strande.

Erda Sanden ist allein zurückgeblieben. Die beiden Herren neben ihr gehörten also nicht zu ihr. So ist sie allein hier?

Mit magnetischer Gewalt zieht es Erich Römer zu dem schönen Weibe, das so weltvergessen auf das Meer hinaus träumt, in dessen Fluten die Sonne nach des Tages Last nun allmählich hinabsinken wird. —

Jetzt wendet sie den Kopf. Als sähe sie eine Vision, so starrt sie auf den Mann, der jetzt mit höflicher Verbeugung vor ihr steht. Und wie Sonne und Mond sich im Meere spiegeln, so tauchen ihre Blicke in einander. Fragend, suchend, forschend.

In ihrer liebenswürdigen Art fordert sie ihn auf, neben ihr Platz zu nehmen.

Eine Glückswelle ergießt sich über seine Seele. Wie er jetzt neben ihr sitzt, ist es ihm, als ob die Jahre nicht zwischen ihnen lägen, die bösen, einsamen Jahre. Als fühle er eine weiche Hand, die ihm über das wunde Herz streicht. — Er möchte die Augen schließen und sich von dieser Stunde umfangen lassen, wie von warmen Mutterarmen . . .

„Sie sind gewiß erst kurze Zeit hier," fragt er sie, „sonst hätte ich Sie doch schon eher hier oben gesehen —". Ein feines Lächeln umspielt ihren Mund

„O nein — ich bin schon vierzehn Tage in dem Bade. Hier oben in dem Trubel — bin ich allerdings das erste Mal . . . Ich komme ja zum Meer, nicht zu den Menschen — ich mache weite Spaziergänge auf der Insel. Gestern abend habe ich dort, ganz hinten, oben auf der hohen Düne — sehen Sie sie? — gesessen und den wunderbaren Sonnenuntergang genossen. — Ich habe noch nie die Sonne so herrlich ins Meer sinken sehen —"

„Ich komme ja zum Meer, nicht zu den Menschen —". Erich Römer hört nur immer diese Worte. Wie sonderbar sie es sagt! So ist auch sie einsam?

Die Frage will ihm nicht aus den Gedanken.

Er muß es wissen, ob seine Vermutungen begründet sind.

„Sie sind allein hier — ohne — Ihren Herrn Gemahl!"

Stockend, zögernd fragt er es.

„Ja —" antwortet sie ihm. Und als sie sein erstauntes Gesicht sieht, fährt sie fort: „Ich bin immer allein — seit mein Vater tot ist —"

„So sind Sie — verwitwet — oder — —?"

„Nein". Mit einer gewissen Feierlichkeit sagt sie dann: „Ich bin nie vermählt gewesen —"

Erich Römer starrt sie an — als habe er nicht recht gehört.

„Sie — sind — frei?" stößt er heraus.

„Ja —"

Sie sieht ihn groß an mit ihren schönen dunklen Augen. Als ob ihn das Glück ansähe.

Das Glück, das er schon einmal aus den Händen hatte entgleiten lassen — — —

Denn das Weib hier neben ihm hatte ihn ja immer lieb gehabt. Er hatte es nur nicht gesehen. Ihre zurückhaltende stolz scheinende Natur ließ ihre Gefühle nur nicht an die Außenseite treten. So täuschte er sich und zog daraus die Konsequenzen, die er im raschen Jugendsinn vorschnell in die Tat umsetzte. Als er damals so rasch fortging, war ihr todtraurig zumute. Eine unbeschreibliche Sehnsucht erfaßte sie. Dann las sie die Anzeige seiner Vermählung in der Zeitung. Und später erfuhr sie alles; wie er sie geliebt, weshalb er so plötzlich abgereist — aus seinem Roman. Glänzende Anträge bekam sie damals. Aber sie wies sie ab — alle. Sie hätte doch keinen anderen lieben können. So blieb sie einsam — — —

Erda Sanden hatte sich erhoben.

„Wollen wir nicht ein wenig gehen, Herr Römer — dort hin — nach meiner Düne? Wir wollen die Sonne sinken sehen — vielleicht wird es wieder so schön, wie gestern —"

„Oder noch schöner —" antwortet er.

In ihm ist ein Singen und Klingen. Das Glück ist wieder zu ihm gekommen.

Sie gehen über die Promenade — vorüber an den vielen fremden Menschen, von denen manch einer dem stattlichen schönen Paar nachschaut. Über eine kleine Treppe gehen sie auf die blühende Heide. Wie ein rotbrauner Riesenteppich breitet sie sich über die Insel. Das Badeleben erlischt allmählich. Tiefe Einsamkeit umfängt sie. Nur ab und zu wird sie unterbrochen von dem Schrei einer Möve, die mit weichem Fluge über ihren Häuptern dahin fliegt. Weich — wie Sehnsuchtsträume durch die Seele fliegen. — Wie eine ferne Melodie dringt das Rauschen der Wellen an ihr Ohr.

Sie schreiten dahin — wie in einem Märchenlande zwei Königskinder.

Sie gehen die ziemlich steile Düne hinauf. In dem losen Sande versinkt der Fuß. Er faßt ihre Hand und hält sie fest — ganz fest. Als ob er sie nie wieder lassen wolle . . .

Jetzt stehen sie oben. In hehrer Majestät liegt das Meer vor ihnen Über dem Meer — noch über ihnen, aber nicht mehr lange — die Sonne in feuriger Glut.

„Fräulein Sanden, wissen Sie, weshalb ich damals von Ihnen ging?" Er blickte ihr fragend in die dunklen Augen.

„Ja — ich weiß alles," antwortet sie und sieht ihn groß an.

„Sie wissen alles — von wem?"

„Von Ihnen."

„Von mir?"

„Aus Ihrem Roman."

Sie ergreift seine Hand. „Sie armer Mann — was haben Sie gelitten — um meinetwillen."

„Und Sie, Fräulein Sanden, Sie sind nicht vermählt? Darf ich fragen, weshalb?"

„Lassen Sie mich schweigen, Herr Römer."

„Fräulein Sanden — beantworten Sie mir bitte nur eine Frage. Wenn ich Sie damals gefragt hätte, ob Sie mein sein wollen — was hätten Sie mir erwidert?"

Sie neigt das Haupt in jähem Erröten.

„Ja —", haucht sie.

„Erda!" In einem Jubelschrei ringt sich von seinen Lippen der Name, den er so oft genannt im Wachen und Träumen.

Er breitet die Arme aus und will die Geliebte an sich pressen in leidenschaftlicher Glut.

Mit einer flehenden Gebärde wehrt sie ihm.

„Was tun Sie — — es darf nicht sein — Ihre Frau —!"

„Ich habe keine Frau — sie ist tot — — Jetzt bist Du meine Frau, jetzt habe ich das Glück wieder."

In stummer Seligkeit halten sie sich umschlungen — ihre Lippen finden sich zum ersten keuschen Kusse . . .

In purpurner Glut leuchtet die Sonne. Auf dem Meere eine herrliche Farbensinfonie.

Langsam sinkt der mächtige Feuerball hinab in die Fluten. — Rot — glühend rot — wie die Liebe — — —

Das Zinnkännchen.

Von Paul Hermann Hartwig.

I.

Frau Rolla, verwitwete Bielefeld, und ich leben seit dem Augenblick auf einem lustigen Kriegsfuße, wo ich anfing, hübsche alte Stücke zur Ergänzung und Zierde meines „Milieus" zu sammeln. Sie möchte mich gern einmal tüchtig anschmieren, trotz vieler Listen gelang ihr aber diese wohlwollende Absicht noch nicht. Frau Rolla haust in einem wunderlichen alten Trödelladen in der engsten Gasse eines abgelegenen Viertels. Nie hatte sie Sehnsucht empfunden, die muffige alte Bude zu verlassen, denn diese war ihr Vätererbe. Von Kindesbeinen an hatte sie im Geschäft gesteckt, das gewesene Salonstiefeln bis zum schönen alten Meißner Service mit doppelten Kurschwertern umfaßte. Über ihre Eheepisode mit dem seligen Bielefeld sprach sie nicht gern, da in ihr Sturm und Ungewitter den Sonnenschein bei weitem überwogen hatten. Es war sogar die Aufnahme einer kleinen Hypothek auf das schuldenfreie Haus nötig gewesen. Diese war freilich längst wieder abgestoßen, denn Frau Rolla verstand ihr Geschäft aus dem Grunde. Zu ihr kamen Sammler auf Entdeckungsreisen. Und sie ließ gern ihre verstaubten Raritäten „entdecken". Nachdem eine gegenseitige kleine Komödie mit größerer oder geringerer Begabung ausgespielt war, zog der beglückte „Entdecker" in der Regel nach Zahlung des Preises ab, den die verwitwete Bielefeld lange vorher bestimmt hatte. War sie gut aufgelegt, gab sie allerlei scherzhafte Anekdoten von Sammlerlatein zum besten. Sie festigten in mir den längst erworbenen Glauben, daß Sammler lügen, und zwar am liebsten in ihre eigene Tasche.

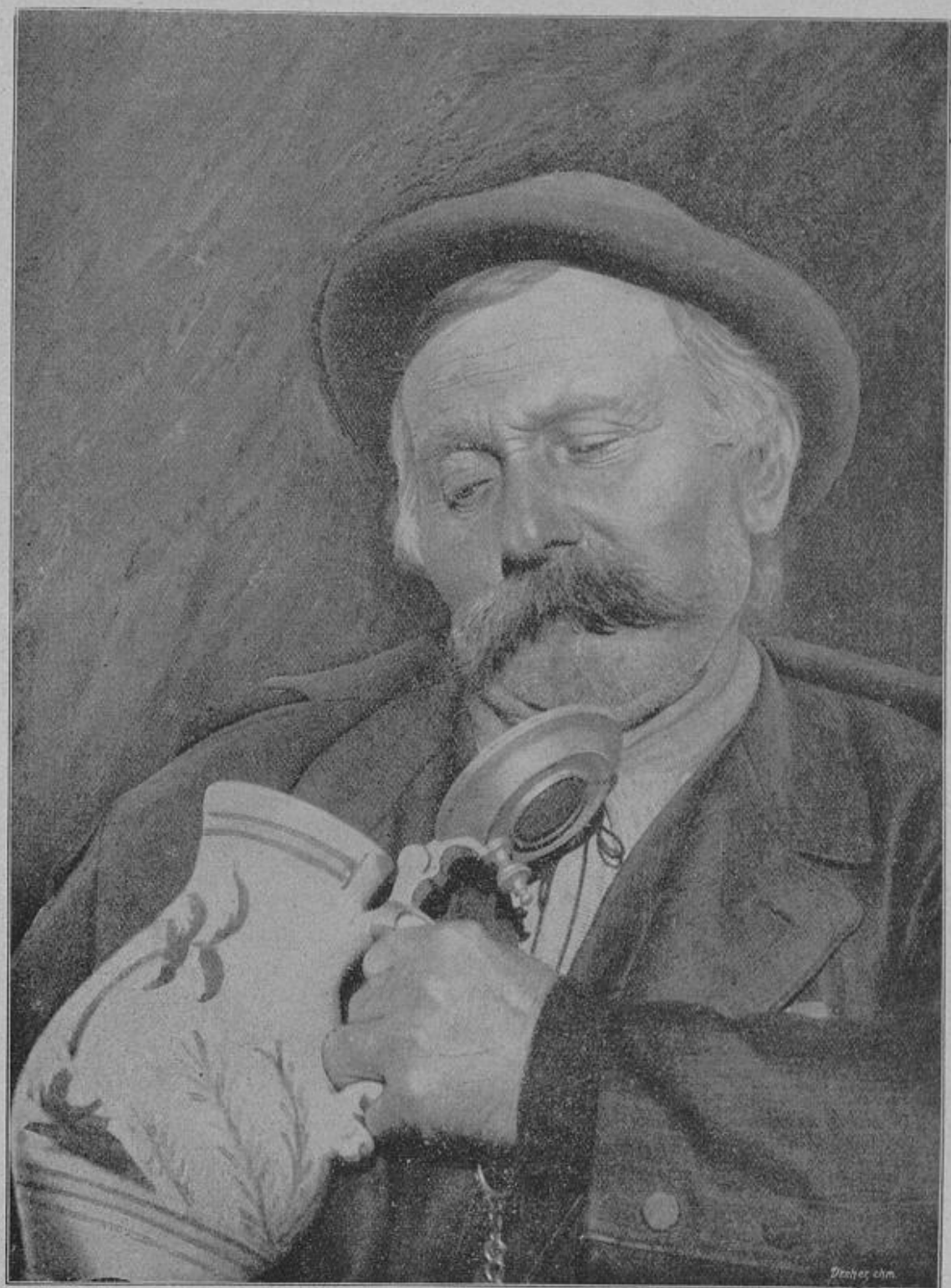
Da gibt es welche, die beim Trödler für ein paar Pfennige eine Glasschüssel kaufen, die sich später als altenglisches Kristall entpuppt, oder sie erstehen fast „für umsonst" eine Dose, die nach sorgfältiger Reinigung herrliche Boulearbeit aufweist, oder aber sie tauschen in einem Bauernhause gegen einen Satz Bunzlauer Töpfe einen Fayenceteller ein, der aus der allerbesten Zeit der Delfter Kunsttöpferei stammt.

Ich zweifle an allen diesen mit lebhafter Freude vorgetragenen Erzählungen, denn die Bauern selbst in den abgelegensten Waldtälern sind durch häufige Nachfragen vorsichtig und gerissen geworden, und der dümmste Althändler entfaltet ungeahnte Geschäftsbegabung, sobald er in dem Käufer einen Liebhaber von antiken Gegenständen vermutet.

Ich kannte allerdings einen Sammler, der für eine geringe Summe ein paar kupferne Handleuchter erstand, die sich nach dem Reinigen und Aufarbeiten als Leuchter von getriebenem Silber herausstellten. Es blieb dunkel, weshalb diese Prachtstücke den leichten Kupferüberzug erhalten hatten. Dieser Sammler aber sprach nicht über Fortunas Gunst, denn erstens steckte er voll Aberglauben, und zweitens befürchtete er nachträgliche Ansprüche des Verkäufers.

Leuchter von verborgener Pracht hat mir eine freundliche Laune des Glücks noch nicht unter die suchende Hand geführt. Frau Rollas Aufmerksamkeit würde durch solche Laune auch sofort einen Strich machen. — Man sah ihr die Listen durchaus nicht an, wenn sie im hochbeinigen Ohrensessel hinter dem Ladentisch saß und aus kurzer Tonpfeife mächtige Wolken paffte, die das bunte Durcheinander der Gegenstände in mystischen Dunst hüllten. Vor ihr dampfte der Kaffeetopf und im Schoß ruhte ihr gewöhnlich irgend ein alter Metallleuchter, dem sie durch geheimnisvolle Mittel interessante Patina verlieh. Zuweilen unterbrach sie ihre Arbeit, wenn ihre Rechte nach den prachtvollen braunen Scheiteln griff, die rückwärts in eine graurötliche Haarzwiebel verflochten waren. Diese Scheitel waren von ihr auch einmal „auf alt" gekauft, und da sich die Notwendigkeit solchen Schmuckes für sie selbst herausstellte, hatte sie die billig erworbenen sofort in persönlichen Gebrauch genommen. Höchst ungern erhob sie sich von ihrem bequemen Stuhl, wenn sie einmal fest darinnen saß. Die Käufer mußten selber schauen und suchen, was ihnen anstand.

Auch mit mir machte sie wenig Umstände. Wenn ich den Laden betrat, schüttelte sie entweder bedauernd den Kopf, oder sie wies schmunzelnd mit dem fetten, ringgeschmückten Daumen der Linken in irgend eine Ecke. Da konnte ich dann selbst wählen, kümmerte sich nicht viel um mich. Frau Rolla trug übrigens an sieben Fingern ihrer Hände Ringe mit unterschiedlichen Steinen. Diese Gewohnheit entstammte irgend einem Aberglauben, über den sie sich niemals ausließ. Sie liebte es nicht, über ihre Gebräuche ausgefragt zu werden.



A Krüagl Heuriga!

II.

Als ich jüngst das Geschäft betrat, um nach einer netten Dose zu fahnden, war sie nicht in der allerbesten Laune. Durch eigene Unvorsichtigkeit war ihr das Unterschälchen zu einer „Wedschwudtasse", wie Frau Rolla sie nannte, in der Hand geblieben. Nun galt es kitten, um der zerbrechlichen Kostbarkeit wieder einigen Wert zu verleihen. Sie hatte in ihrem Eifer sogar die Tonpfeife kalt werden lassen.

„Nischte da vor Sie", empfing sie mich und legte soviel Barschheit in den Ton, als sie irgend aufbringen konnte.

„Kein Kerl von der Tour gekommen?" fragte ich möglichst kurz.

„Schon, was die aber bringen, bloß Geraffel."

„Ich möchte doch mal nachsehn, Madam Bielefeld."

Frau Rolla zuckte die Achseln und überließ mir weitere Nachforschungen. — Lange suchte ich, es schien unter all dem ausgedienten Metallgeschirr wirklich kein Gegenstand zu stecken, der einen bescheidenen

Sammlertrieb anregen konnte. Ziemlich zuletzt kam mir ein kleines Kännchen in die Hand. Die Zeit hatte ihm böse mitgespielt. Der Henkel war plattgedrückt. Der Ausguß verbogen, und die Beulen und Dillen machten die ursprüngliche Form kaum erkennbar. Und doch fesselte mich das Kännchen. Im Profil hatte es Linien, die an einen zerpufften Schwan erinnerten.

Ganz umsonst wollte ich auch nicht unter all dem Muff gestöbert haben. Frau Rolla, die gerade das letzte Splitterchen in die „Wetschwudschale" gepreßt hatte, betrachtete meinen Fund mit gemachter Gleichgültigkeit.

„Eine alte Zinnkanne, ganz prachtvolles Zinn — aus der besten Grube", äußerte sie in prächtigstem Hochdeutsch.

„Ich dachte, es wäre Silber?" bemerkte ich, um Frau Rolla durch Ironie niederzuschmettern. Sie aber nahm gelassen den Probierstein, rieb ein wenig und sagte trockenen Tones: „Das ist kein Silber nicht, Zinn ist es und kostet drei Mark." Sie sah das Ding nicht mit meinen Augen, ich durfte jedoch nicht zugreifen, das hätte sie mißtrauisch gemacht.

„Drei Mark, ich danke, warum nicht gleich sechse?"

„Keineswegs, drei Mark, nicht mehr und nicht weniger", äußerte Frau Rolla und setzte die Tonpfeife in Brand, „wie schön das Gekittete den Wedschwud läßt — manche kaufen das Gekittete viel lieber, weil es älter ist", setzte sie schmunzelnd hinzu.

Seufzend legte ich drei Mark auf den Tisch. „Sie müssen doch immer das letzte Wort behalten, Madame Bielefeld."

„Wird sich wohl so gehören," sagte sie würdig und strich das Geldstück gelassen ein. Ihr blühendes Gesicht erstrahlte in höchster Zufriedenheit. Gewiß war sie überzeugt, mich recht übers Ohr gehauen zu haben, denn der Metallwert des Kännchens war ein ganz geringer.

III.

Von Frau Rolla führte mich der Weg zu Meister Ungetüm.

Herr Ungetüm konnte nur als „kleiner Meister" angesprochen werden, denn er versah seine Zinngießerei nur mit einem Gehilfen. Sein Geschäft blühte durch Bierkrugdeckel, für die ja immer Bedürfnis vorhanden war, seine heimliche Liebe aber gehörte dem Aufarbeiten von antiken Gegenständen. Er hatte schon ganz hoffnungslose Fälle kuriert — je feiner und kniffliger die Arbeit, um so größer war für ihn der Spaß. Mir hatte Meister Ungetüm schon in unterschiedlichen Fällen durch seine Kunst geholfen. Beim Anblick des Kännchens wurde sein freundliches Sinnierergesicht jedoch recht bedenklich.

„Hm, hm, hm," machte er und kratzte sich den Kopf.

„Wohl nichts damit zu machen, Meister Ungetüm?"

„Wieso nich, das soll man nie sagen, „nischt damit zu machen". So'n Gegenstand, und er war mal gut gearbeitet, da wird immer was draus bei Ungetümen. Nur 'n Geburtsfehler, wie zu dünne Wände und so, darf 'r nich haben."

„Also ist noch Hoffnung?"

„Hoffnung — ne Gewißheit, das wird wieder ein feines Kännchen, da können noch Ihre Enkel Tee ausschenken."

„Aber nicht blank putzen, Meister, das besorge ich selbst."

Meister Ungetüm nickte beifällig, ihn freute meine Vorliebe für das lange gering geschätzte Metall.

Richtig hielt er Wort, es wurde wirklich etwas daraus. Durch geschicktes Löten und vorsichtig liebevolles Auspochen hatte er dem Ding das ursprüngliche Aussehen wieder verliehen. Es war ein Rokokokännchen von reicher, geschmackvoller Form, aber Schmutz und graues, stumpfes Oxyd bedeckten es noch.

Ich lobte Meister Ungetüm, er aber wehrte bescheiden ab.

„Da missen Se aber feste reiben und putzen, da sitzt der Dreck von hundert Jahren druff,"

„Hundert Jahre?"

Er zeigte auf den Boden, wo wahrhaftig die Jahreszahl 1770 eingeschnitten war. Wenn Frau Rolla das wüßte —

„Und um den Henkel war feines, rotes Lederband geflochten, das missen Se ooch widder heruntertun." Ich versprach es Meister Ungetüm.

Mit Zinnkraut, Essig und feinem Sand begann ich meine Arbeit, stückweise enthüllten sich der weiche, helle Glanz und die Reste der zierlichen Gravierungen, eine letzte Politur mit Sidol und Lederlappen gab dem Kännchen die alte Schönheit, die es so lange hatte entbehren müssen.

Erfreut hingen die Blicke an dem reizenden Stück, das ich auf ein kleines Tischchen gestellt hatte. Hier konnten es meine Augen vom Diwan aus bequem erreichen. Es stand vortrefflich gegen das Rot der etwas verblichenen Tapete. Wie elegant die Silhouette wirkte, wie fein der ausladende Henkel und der gleich einem edel geschwungenen Schwanenhals gearbeitete Ausguß mit der sich nach oben verjüngenden Reifrockform zusammengingen. Wenn Frau Rolla das Kännchen jetzt gesehen hätte, vielleicht wäre ihr wieder ein „Wedschwud" in der Hand geblieben.

IV.

Der Herbsttag draußen ging rasch in granviolette Dämmerung über, die milde und weich das ganze Zimmer erfüllte. Nur das Rokokokännchen leuchtete hell und gleißend aus dem Dämmer. Und es wandelte sich plötzlich das Zimmer in ein anderes . . . . .

Feine, weiße Mullgardinen rahmten die hohen, aus kleinen Scheiben zusammengesetzten Fenster ein, auf den Gesimsen blühten in weiß gestrichenen Töpfen Reseden, Verbenen, Fuchsien und Monatsrosen. Ein steifes Kanapee, entsprechende Stühle, ein Tisch mit geschweiften Beinen, die schön polierte Kommode mit Bronzebeschlägen bildeten das Mobilar. An dem Ofen aus weißen Meißner Kacheln stand ein mit buntem Gobelin bezogener Ohrensessel, auf dessen Sitz sich behaglich eine Angorakatze breit machte. An den Wänden hingen schöne alte Kupferstiche und Familienporträts, zarte Pastelle und ein paar Silhouetten.

Auf dem mit feinem weißen Damast belegten Tisch war für zwei Personen der Tee gerichtet. Die zierlichen chinesischen Täßchen vertrugen sich recht gut mit der blitzenden Kanne.

Auf dem Kanapee saß eine Dame, nicht in der ersten Jugend, aber von hoher Anmut. Sie trug ein weißes Musselinkleid mit eingewebten pastellblauen Blumen, das spitzenverzierte Mullfichu bildete den einzigen Ausputz. Ein schmales, schwarzes Sammetband mit kleinem Brillantschloß trug sie um den Hals, und die offenen, aschblonden Locken wurden durch ein ähnliches Band gehalten. Ein wenig unruhig blickten aus dem weißen Gesicht die sympathischen grauen Augen auf den Herrn ihr gegenüber, der eben den letzten Tee aus dem Kännchen genommen hatte. Da saß er nun, der große, weitgereiste Mann, der von fremden Ländern und Völkern so beredt zu erzählen wußte und in den Angelegenheiten seines Herzens so stumm und hilflos war. Sie fühlte ja, daß der Jugendfreund der alte geblieben war, daß sein Herz ihr gehörte, aber er mußte es nun auch sagen. Weiter konnte sie ihm nicht entgegenkommen. Wenn die Basen des Städtchens von dieser heimlichen Teestunde eine Ahnung hätten, ihr guter Ruf wäre dahin. Sie gab ihnen ohnehin schon zu denken, und die Unabhängigkeit, die sie sich wahrte, galt durchaus für unweiblich. Für wen hatte sie sich denn frei und unabhängig erhalten — wie man nur so lang und breit und männlich sein konnte und doch so schüchtern und unbeholfen! Nun nahm er gar das geleerte Kännchen in die Hand und kritzelte zerstreut darauf mit einer abgebrochenen Filetnadel.

„Was machst Du denn, Fred — meine neue Kanne!"

Der große Herr wurde verlegen. „Marianne" — da wand sie ihm das Kännchen aus der Hand. Als ihr Blick auf die Kritzelei fiel, stieg ihr eine heiße Blutwelle in das weiße Gesicht.

„Nun also, endlich —"

. . . In diesem Augenblick wurde die Lampe gebracht und mit der Helle entschwand das Bild. Es war mein Zimmer, und das Kännchen stand auf seinem Platz. Wie ich es aber nahm und spielend in der Hand drehte, da war es meinen Augen, als ständen verwischt und verschliffen Buchstaben unten am Henkel. Erst die Lupe machte die Reste der Inschrift erkennbar: „je t'aime" stand da, es war nicht daran zu rütteln, ganz deutlich, „je t'aime". Anders wie französisch hatte es der Rokokoherr nicht getan. Da war die Blutwelle, die der schönen Dame ins Gesicht gestiegen war, wohl begreiflich.

Mir wurde das Kännchen nun doppelt lieb. Auf den Augenblick, wo ich Frau Rolla, verwitwete Bielefeld, den Abschnitt über das empfangene Honorar für „Das Zinnkännchen" zeigen kann, freue ich mich besonders. Wenn sie nicht platzt, bleibt ihr zum mindesten ein „Wedschwud" in der Hand.

„Und sie bewegt sich doch!"

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.